

Leif Inselmann

Im Zweifel Fruchtbarkeit

Die schwierige Interpretation sogenannter Idole



Sie begleiten den Menschen, seit er in grauer Vorzeit damit begann, Kultur zu schaffen: Figurinen, Statuetten, Statuen, Idole. Schon lange bevor eine Schrift erfunden wurde, die späteren Forschern hätte Auskunft geben können, entstanden Darstellungen menschlicher, wenngleich bisweilen grotesk überzeichneter Körper. 30 000 Jahre alt sind eine Reihe voluminöser Frauengestalten mit überbetonten Geschlechtsorganen – sogenannte Venusfigurinen – aus dem Jungpaläolithikum, zu deren berühmtesten die „Venus von Willendorf“ und die „Venus vom Hohlefels“ zählen. Und auch zehntausende Jahre später wurden zumindest optisch vergleichbare Konventionen gepflegt: Der Siedlung von Çatalhöyük entstammt eine thronende „Göttin“ mit zwei Leoparden. Und während die neolithischen Kulturen des Balkans ein breites Formenspektrum von Figurinen nach genauen Typen erschufen (s. o. r.), manche mit geradezu kugelförmigem Unterleib, entstanden wahre Monumentalstatuen in der Zeit der maltesischen Megalithtempel.

Zwischen all diesen Funden besteht keine kulturelle Kontinuität; es gibt keinen Grund, sie in eine zusammenhängende Tradition zu stellen. Vielmehr offenbaren sich bei genauerem Hinsehen sogar bemerkenswerte Unterschiede zwischen den Typen, die oberflächlich betrachtet alle dem Schema übergewichtiger Frauen entsprechen: Während sich die paläolithischen Figurinen ebenso wie manche aus dem Balkanraum durch überbetonte Geschlechtsorgane auszeichnen, fehlt dieses Merkmal bei den maltesischen Statuen. Tatsächlich sind nur zwei der dort gefundenen kleinen Figurinen – die „schlafende Dame“ sowie die „Venus von Malta“ – als eindeutig weiblich zu klassifizieren, während gerade die monumentalen Statuen, die auch in ihrer Größe kaum Vergleichbares kennen, geradezu androgyn anmuten. Die Idole der Kykladenkultur indes sind zwar größtenteils als weiblich zu identifizieren, jedoch kommen auch männliche Exemplare und verschiedenste Sonderformen vor.

Und doch eint all diese kulturell teils weit entfernten Funde nicht nur die teils bemerkenswerte

Ähnlichkeit in gewissen ikonographischen Aspekten, sondern auch ihre Rezeption in der Neuzeit. *Fruchtbarkeitsidole* ist hier das Stichwort, das auch in wissenschaftlichen Publikationen stets gerne – vorschnell? – Verwendung findet.

Freilich – diese Beispiele stellen nur einen Ausschnitt des Formenspektrums an sogenannten Idolen dar, das die zahlreichen Kulturen der Frühgeschichte hervorbrachten: Seien es nun die bis heute ästhetisch ansprechenden Kykladenidole, die grotesken Augenidole von Tell Brak oder die unproportionierten, teils zweiköpfigen Figuren aus Ain Ghazal, noch gar nicht eingeschlossen die zahlreichen Spielarten theriomorpher Plastiken. Doch kaum ein Typus ist in so vielen Kulturen gefunden und, mehr noch, so oft und mit größter Überzeugung interpretiert worden wie der der dicken Frau. Aus diesem Grund eignen sich gerade diese Idole für eine nähere Diskussion, die zugleich stellvertretend stehen kann für die Schwierigkeiten bei der Interpretation auch aller anderen Idoltypen.

Was sagen nun Wissenschaft und selbsternannte Interpreten zu den Idolen?

Beginnen wir mit der vielleicht am weitesten verbreiteten These: Es handle sich um Darstellungen von Gottheiten. Immer wieder findet sich die Ansicht, man habe mit den Darstellungen meist korpulenter weiblicher Gestalten eine Art Muttergöttin vor sich. Weit verbreitet ist die These, der Kult der „Großen Erdmutter“ sei praktisch eine universelle Phase der Urgeschichte gewesen, die sich über ungezählte Jahrtausende und Kulturen vom Paläolithikum bis hin zur Verdrängung durch patriarchalische Gesellschaften und Religionen knapp vor der historischen Nachweisgrenze erstreckte. Die umstrittene Forscherin Marija Gimbutas glaubte gar anhand verschiedener weit verbreiteter Typen von Figurinen ein ganzes „alteuropäisches Pantheon“ rekonstruieren zu können, das sich aus verschiedenen Manifestationen der „Großen Göttin“ (wie etwa der Göttin des Lebens, der Vogel- und Schlangengöttin, der weißen Göttin des Todes etc.) zusammensetzt. Jede dieser Gestalten entspricht einem bestimmten wiederkehrenden Figurentypus und wird mit einer bestimmten Bedeutung aufgeladen (etwa „zyklische Lebenserneuerung und Wiedergeburt“). Der ebenfalls umstrittene Forscher Harald Haarmann übernahm dieses Konzept in seinen wesentlichen Zügen für die von ihm postulierte „Donauzivilisation“. Nicht zuletzt haben neopagane Strömungen derartige Theorien als Alternative zu klassischen, patriarchalischen Religionen für sich erkannt. Für derartig spezifische Interpretationen fehlen freilich sämtliche Belege – während sich eine Figur mit überbetonter Vulva immerhin noch gut als „gebärende Göttin“ deuten lässt, so scheitert die archäologische Evidenz doch spätestens beim abstrakten Konzept der Lebenserneuerung. Gerade bei derartigen subjektiven Interpretationen ist die Gefahr von Fehlinterpretationen groß: Ein Beispiel ist etwa der orientalische Typus von Frauenstatuetten, die ihre Brüste mit den Händen halten – lange als sexuell-aufreizende Haltung gedeutet, später anhand von Schriftquellen als Trauergestus erkannt. Doch eines ist relativ klar: Der kleinste gemeinsame Nenner läuft bei der Interpretation der fraglichen weiblichen Statuetten meistens auf das Konzept der Fruchtbarkeit hinaus, auch wenn nicht direkt von „Gottheiten“ gesprochen wird.

Doch was genau hat man sich unter „Fruchtbarkeit“ eigentlich vorzustellen? Dafür, wie oft und pauschal dieser Begriff in Interpretationen vorzeitlicher Funde und Kulte bemüht wird, ist er doch reichlich

unkonkret und missverständlich. Gemeint sein könnte, woran durch die oft überproportionierten Geschlechtsorgane der sogenannten Idole auch als erstes zu denken ist, sexuelle Fruchtbarkeit – die Fruchtbarkeit menschlicher Fortpflanzung also. Eine zweite Dimension wäre die Fruchtbarkeit der Umwelt: der Natur, der Nutztiere und vor allem der landwirtschaftlichen Nutzpflanzen.

Allzu gerne werden diese beiden Aspekte – sexuelle und agrarische Fruchtbarkeit – miteinander vermischt; in einschlägigen Muttergöttinnen-Theorien sind sie oft nicht voneinander zu trennen. Die Ursache für diese Tradition mag womöglich in der griechischen Antike als „Referenzkultur“ liegen: Die griechischen Göttinnen Gaia/Ge, Rhea und auch Demeter vereinten in sich sowohl mütterlich-gebärende wie auch chthonisch-agrarische Aspekte; auch andere europäische Mythologien bieten derartige Beispiele. Doch als eine universell-menschliche Konstante kann diese Bedeutungsunion schwerlich gelten, wenn man zum Kontrast etwa den alten Orient ansieht: Die dortige unter zahlreichen Namen (u.a. Ninḫursaġa, Ninmah, Māmi, Bēlet-ilī) bekannte Muttergöttin besitzt keinen nennenswert chthonischen Charakter, ebenso wenig die die geschlechtliche Fruchtbarkeit repräsentierende Inana-Ištar. Während die ursprüngliche, tatsächlich weibliche Erdgottheit Ki/Uraš in den bislang bekannten Quellen eine eher periphere Rolle einnimmt, wird vor allem im semitischen Raum die Urmutter eher mit dem Meer assoziiert (Tiamtu, Aschera). Es ist also schwerlich möglich, die Personalunion von Mutter- und Erdgottheit kategorisch auch für jede andere prähistorische Kultur anzunehmen, für die wir sonst keine zuverlässigen Quellen haben. Eine solche Parallele wäre sehr wohl denkbar, womöglich gar wahrscheinlich – doch als gegeben kann man sie eher nicht betrachten.

Bei den monumentalen Statuen von Tarxien und Ħaġar Qim auf Malta liegt eine Deutung als Gottheit mit wahrscheinlich weit gefassten Zuständigkeiten schon allein aufgrund ihrer Ausmaße sowie ihrer Fundplätze in (mutmaßlichen) Tempeln nahe (auch wenn wiederum die betonten Geschlechtsorgane fehlen) – anders indes sieht es zwangsläufig aus, wenn man an die jungpaläolithischen Funde wie die Venus von Willendorf denkt. In dieser Periode lange vor der neolithischen Revolution wird man eine Bedeutung im Sinne agrarischer Fruchtbarkeit wohl ausschließen können. Inwieweit eine Kultur, die den Ackerbau noch nicht kannte, die Erde insgesamt als lebensspendende und dadurch verehrungswürdige Kraft betrachtet haben mag, lässt sich nicht mehr feststellen, doch es gibt schwerlich Grund für die Annahme einer besonderen Betonung des chthonischen Aspekts. Im Rahmen des allgemeinen Konzeptes Fruchtbarkeit bleibt hier also nur der mütterlich-reproduktive Aspekt übrig. Insofern lässt sich bereits sagen, dass der bloße, nicht weiter erläuterte Begriff „Fruchtbarkeit“ nicht unbedingt geeignet ist, allein genommen die Funktionen einer bestimmten hypothetischen Gottheit zu beschreiben, da er sich auf mehrere Aspekte beziehen kann, die nicht zwangsläufig miteinander korrelieren. Das Thema muss also differenzierter betrachtet werden.

Bevor man sich aber überhaupt auf die Idee der Muttergöttin versteift, sollte man vielleicht erst einmal diese Anfangsprämisse hinterfragen. Was spricht überhaupt für die Interpretation derartiger Figuren als Göttin (oder, in anderen Fällen, Gott)? Wodurch ließe sich diese Identifikation belegen? Dafür spricht zunächst einmal der hohe Grad der Typisierung. Wir fassen in der Tat wiederkehrende

Gestalten mit spezifischen Attributen – und das mitunter über einen großen zeitlichen und räumlichen Radius verteilt. Doch könnte dies auch für andere religiös-kultische Sachverhalte gelten. Ansonsten ist natürlich stets der Fundkontext von maßgeblicher Relevanz für die Interpretation eines Objekts. Wird die Figur etwa in einem Tempel oder anderem Kultplatz gefunden, so liegt die Deutung als Gottheit nahe. Dabei besteht jedoch das Risiko eines Zirkelschlusses: Woran nämlich macht man die Identifikation eines Gebäudes als Tempel bzw. eines Ortes als Kultort fest? Wenn dies einzig durch dort gefundene „Idole“ geschieht, so taugt der Fundort verständlicherweise wenig, um umgekehrt wieder jene als Götterbilder zu identifizieren. Doch auch sonst ist der Fund an einem kultischen Platz noch lange keine Garantie für die Darstellung einer Gottheit, bestehen doch auch noch andere Möglichkeiten: Viele Kulturen schufen Votivgaben, also Figuren als Geschenke an den Tempel bzw. Gott, die dementsprechend nicht mit letzterem identisch sind. Die Sumerer etwa kannten auch den Typus der „Beterfiguren“, die gewissermaßen stellvertretend für ihren Stifter im Tempel beteten – nur als Beispiel der denkbaren Pluralität der Gründe für die Anwesenheit anthropomorpher Figuren an Kultorten. Allenfalls bei monumentalen Figuren wie jenen von Malta liegt die Annahme einer Gottheit näher, wenngleich sie auch hier letztlich unbewiesen bleibt. Wirklich sicher lassen sich sogenannte Idole aus vorschriftlichen Kulturen also fast nie als Götterbilder identifizieren.

Eben dies dürfte der Grund sein, weshalb in der „seriösen“ Wissenschaft tendenziell weniger von Darstellungen einer Muttergöttin, sondern lieber von „Idolen“ gesprochen wird – anhand der offensichtlichen Merkmale aber selbstverständlich *Fruchtbarkeitsidolen*. Auf die Problematik des Fruchtbarkeitsbegriffs ist bereits eingegangen worden – doch was ist eigentlich ein Idol?

Ursprünglich ein Synonym für heidnische Götterbilder – „Götzen“, „Abgötter“, „Idolatrie“ – hat sich der Begriff zunehmend von einem abwertenden Terminus der christlichen Tradition hin zu einem recht unscharfen Begriff gewandelt. Tatsächlich sind Idole in der Archäologie gemäß Wikipedia „nachweislich religiös bestimmte Bildwerke und Kultbilder“ oder auch alle anderen „abstrakten anthropomorphen Figuren, die man nicht anders einordnen kann“. Über die tatsächliche Rolle und einstige Verwendung eines Fundes sagt der Begriff also nichts aus – außer, dass man ihn mangels alternativer Ideen am liebsten dem religiös-kultischen Spektrum zuordnet. Doch was mag das heißen?

Neben Götterbildern ist auch schon auf Votivgaben eingegangen worden. Doch noch andere Konzepte können sich in diesem Bereich verbergen: Bei einem Großteil der Kykladenidole etwa handelt es sich um Grabbeigaben – wobei wiederum der Zweck offenbleibt. Waren es im Leben wichtige Objekte, die man auch im Tod nicht missen wollte? Apotropäische Statuetten, die böse Kräfte von Toten und/oder Lebenden fernhalten sollten? Oder vielmehr überwiegend jenseitsbezogene Figuren vergleichbar etwa den ägyptischen Uschebtis, die im Jenseits als Arbeiter des Verstorbenen fungieren sollten?

Ein weiterer zu beachtender Bereich, mit dem man auch endlich wieder Richtung Fruchtbarkeit kommt, ist der der Magie. Verschiedene Kulturen kannten das Prinzip des Analogiezaubers – durch die bildliche Darstellung eines Sachverhalts sollte auf diesen Einfluss genommen werden. Wie die Voodoo-Puppe

(das wohl bekannteste Beispiel dieses Prinzips) einem anderen Menschen durch Beschädigung Schaden zufügen soll, so könnte man sich vorstellen, dass eine wohlgenährte/schwangere/gebärende Figur ebendiese Merkmale auf ihre Herstellerin/Benutzerin übertragen sollte, die sich etwa Schwangerschaft, glückliche Geburt oder schlichtweg Gesundheit und genug zu essen erhoffte. Eine Überschneidung mit dem Prinzip der Votivgaben ist nur allzu denkbar. Auch dies also eine gut denkbare Möglichkeit, zumindest bei gewissen Formen von Statuetten (die maltesischen Monumentalstatuen dürften dahingehend wohl eher weniger in Frage kommen). Doch auch hier – zuverlässige Belege fehlen.

Pro forma angeschnitten sei auch noch einmal die Möglichkeit, bei den sogenannten Idolen könnte es sich um Darstellungen realer Menschen oder – wahrscheinlicher – Heroen (bzw. Heroinnen) handeln. Unter „Heros“ hätten wir in diesem Kontext eine menschliche Gestalt von solchem Ansehen zu verstehen, dass sie über ihren Tod hinaus ideelle oder gar kultische Verehrung genießt.

Ein auf der Hand liegendes Argument gegen die Interpretation als Abbilder tatsächlicher Menschen ist der Mangel an individuellen Merkmalen, doch dies dürfte ein Trugschluss sein: Individuelle, also naturalistische Darstellungen waren in den Kulturen der Vorgeschichte (und bis weit in die Geschichte hinein) mehr Ausnahme als Regel, Stilisierung nach einem bestimmten Schema auch bei Darstellung von Individuen eher der Standard. Doch auch wenn besagtes Argument der Individualität nicht greift, so gibt es doch andere schwerwiegende Einwände gegen die Interpretation als Darstellung bestimmter menschlicher Personen. Der eine ist die oftmals geringe Größe und nicht zwangsläufig hohe Kunstfertigkeit der Figuren, denen damit jeder repräsentative Charakter fehlt. Mehr noch aber muss das teils hohe Verbreitungsgebiet betrachtet werden: Es ist schwerlich denkbar, dass in Gesellschaften, die in kleinen Dorf- oder Stammesgesellschaften leben, das Abbild eines Individuums, ob lokaler Fürst oder selbst legendärer Heros, sich über derart weite Gebiete verteilt, dass einschlägige Forscher daraus schon ein „gesamteuropäisches Pantheon“ zu erkennen glauben. In einem solchen Fall wären längst die Grenzen zwischen (lokalem) Heros und Gottheit verschwommen. Allenfalls ließe sich annehmen, dass ein zusammenhängender „ikonographischer Kanon“ über weite Regionen verbreitet war, nach dem überall die Abbilder der jeweiligen lokalen Persönlichkeiten/Heroen gestaltet wurden. Denkbar – vielleicht. Beweise – keine.

Hinzu kommt die – zumindest in den betrachteten Fällen – überwiegende Zahl weiblicher Figurinen. Mit dem patriarchalisch geprägten Begriff des Heros als meist KriegerIn oder HerrscherIn lässt sich die adipöse Ikonographie schwerlich vereinen. Vielmehr wäre bei den fraglichen Figuren wohl an gewisse halbmythische „Stammütter“ zu denken, auf die sich ein Kollektiv in einer Art Zwischenform von Ahnen- und Hero(in)enkult genealogisch zurückführt. Dies würde besser die ikonographischen Schwerpunkte erklären. Gerade die kleinen Figurinen könnten in diesem Kontext weiterhin eine schützende bzw. sonst wie magisch-religiöse Funktion erfüllt haben.

Die letzte denkbare Erklärung dürfte die sein, die archäologisch am schwersten zu belegen ist und in der Wissenschaft schon fast als blasphemisch-einfach gelten könnte: Die Annahme, es handle sich bei

derartigen Figuren um reine Kunst, die um der bloßen Ästhetik willen geschaffen wurden. Bei vielen, gerade grotesken, lokal begrenzten Typen sowie Einzelexemplaren dürfte dies sehr wohl eine denkbare Alternative sein – unwahrscheinlich wird die Kunst-Hypothese jedoch bei so weit und lange verbreiteten Typen wie dem der korpulenten Frauengestalt. Dort scheint es sinnvoller, einen tieferen Sinn anzunehmen – ob man diesen nun zu entschlüsseln vermag oder nicht.

Das Fazit dieser Betrachtungen bleibt also ernüchternd: Die Figuren könnten Gottheiten sein, oder auch mythische Stammütter, ebenso Votivgaben, Instrumente des Analogzaubers, vielleicht auch etwas völlig Anderes – wir wissen es nicht. Viele Möglichkeiten sind glaubwürdig, doch allen fehlt es an Beweiskraft. Der allzu gern gebrauchte Begriff *Fruchtbarkeitsidole* mag womöglich zutreffen, ist jedoch denkbar ungeeignet, weil nichtssagend: Das Wort *Idol* sagt nichts über die eigentliche Funktion aus, während *Fruchtbarkeit* teils ganz verschiedene, nichts zwangsläufig deckungsgleiche Konzepte bezeichnen kann, die selbst wiederum in unterschiedlichen Kontexten (Gottheit, Magie ...) manifestiert sein können. Auch abseits der bloßen Begrifflichkeiten lassen sich unmöglich allgemeine Aussagen treffen – schon allein deshalb, weil trotz oberflächlicher Ähnlichkeiten teils unüberwindbare Unterschiede die einzelnen Funde trennen. Weder lässt sich die Venus von Willendorf mit agrarisch-chthonischen Muttergottheiten in eine Reihe stellen, noch sind die maltesischen Kolossalstatuen Ausdruck privater Ritualmagie. Vielmehr müsste man auch für diese oberflächlich ähnlichen Stücke von einer breiten Pluralität von Bedeutungen ausgehen. Nie dürfen auch die räumlichen und zeitlichen Abstände zwischen den fraglichen Funden vergessen werden. Wissen können wir die ursprüngliche Bedeutung der Idole nicht – und es ist auch zu bezweifeln, dass zukünftige Funde daran etwas zu ändern vermögen. Trotzdem können, wie man sieht, Theorien dazu aufgestellt werden, die immerhin eine Annäherung an die Wahrheit ermöglichen.

Verhältnismäßig leicht mag dies noch im Falle dicker Frauengestalten sein. Schwerer jedoch, wenn nicht vollkommen sinnlos werden derartige Bemühungen bei vielen anderen Idoltypen, die mit weniger oder anderen markanten Merkmalen ausgestattet sind. Was haben die grotesken Augenidole von Tell Brak zu bedeuten? Was ist mit den übrigen Kykladenidolen, die nicht sehr fruchtbar wirken, ja von denen manche sogar Musikinstrumente spielen? Sind die Figuren der Obed-Kultur wirklich reptilienhaft oder wirken sie bloß so auf uns? Die Vielfalt der vorgeschichtlichen Figurentypen ist unüberschaubar und ihre Bedeutung weiterhin rätselhaft. Nur eines lässt sich einigermaßen sicher sagen: Die kategorische Festlegung auf eine einzelne Deutung bleibt eine Vermessenheit. Und gerade *Fruchtbarkeit*, das ist zu einfach.

Literaturverzeichnis:

GIMBUTAS, M. 1996: *Die Zivilisation der Göttin. Die Welt des Alten Europa*. Frankfurt am Main 1996.

HAARMANN, H. 2017: *Das Rätsel der Donauzivilisation. Die Entdeckung der ältesten Hochkultur Europas*. München 2017.

TRUMP, D. H. 2002: *Malta. Prehistory and Temples*. Malta 2002.

SPIEGEL: *Pummel aus dem Eis* (14.04.2008) URL: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-56574329.html>